

SWR2 Essay

Sag, wer Du bist: Ich-Auskunft

Eine historische Recherche

Von Valentin Groebner

Sendung: Montag, 24. Februar 2020

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Tobias Krebs

Produktion: SWR 2020

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Sprecher 1:

Jetzt geht's einmal um mich. Nur um mich. Ich sage Dir alles, gleich am Anfang, Minute 1.

Sprecher 2:

"Dieses Buch, Leser, gibt redlich Rechenschaft. Sei gleich am Anfang gewarnt, dass ich mir darin kein anderes Ziel gesetzt habe als ein rein privates. Ich will, dass man mich in meiner einfachen und alltäglichen Lebensweise sehe, ohne Beschönigung und Künstelei, denn ich stelle mich als der dar, der ich bin. Ich selber, Leser, bin der Inhalt meines Buchs. Es gibt keinen vernünftigen Grund, dass Du Deine Zeit auf seinen so unbedeutenden Gegenstand verwendest. Geschrieben zu Montaigne, am 1. März des Jahres 1580."

Michel de Montaigne:

Essais.

Sprecher 1:

2019, Betriebsversammlung, die Chefs haben sie einberufen. Ein smarterer Spezialist steigt aufs Podium und greift zum Mikrofon, ehemaliger Personalchef einer grossen Fluglinie, sehr blond, eleganter Anzug, und hinter ihm leuchtet ein Schriftzug auf: "Beyond Leadership". Das sei die neue Zauberformel für Kommunikation, sagt der Blonde, die viele grosse Firmen anwendeten, mit enormem Erfolg; Börsenkurse, Performance. Blondie ist charmant und sehr gut darin, die Spannung steigen zu lassen, wie der Zauberer auf dem Kindergeburtstag. Jetzt! Jeder von uns, sagt er, soll sich seinem Nachbarn zuwenden und ihm sagen, wer wir jetzt gerade seien. Und wie wir uns fühlten, in diesem Moment, zwei Minuten lang. Dann soll der Nachbar uns dafür eine Minute lang feedback geben - nur Positives, das sei wichtig. Und dann wir ihm, ebenfalls eine Minute. Diese Technik, sagt der blonde Zauberer im engen Anzug, heisse "connect" und sie sei der Schlüssel für den Erfolg aller grossen Firmen, die er berate, Banken, Versicherungen, die Deutsche Bahn, alle.

Sprecher 2:

Sprich. Gib Auskunft über Dich. Sag, was Du fühlst. Sag, wer Du bist. Dann wird alles gut, und Du wirst Erfolg haben. Und Deine Firma auch.

Sprecher 1:

Selbstauskunft ist gut, für alle. Sie ist nicht nur gut, sie ist unverzichtbar, wir brauchen sie. Weil wir brauchen Dich. Ganz. Ehrlich. Einfach und natürlich, unverstellt und ohne Künstelei.

Sprecher 2:

Wie geht das, über sich selbst Auskunft geben? Und was verbindet einen Philosophen aus dem 16. Jahrhundert mit einem performance coach im 21.?

Rom, 4. Laterankonzil, 1215: Jeder gläubige Christ ist von nun an verpflichtet, einmal pro Jahr bei einem Priester die Beichte abzulegen und ihm alle seine Verfehlungen und Sünden zu berichten. Besonders abgetrennte Räume im Inneren der Kirchen dafür wurden erst dreihundert Jahre später üblich. "Selbstkritik, rückhaltlose, ehrliche, bis auf den Grund der Dinge gehende Selbstkritik ist Lebensluft und Lebenslicht der sozialistischen Bewegung", schrieb Rosa Luxemburg 1916, und ab den 1920er Jahren wurde von jedem Mitglied der kommunistischen Partei erwartet, den Parteigenossen regelmässig über sich und die eigenen Fehler Auskunft zu geben. "Im Modus der Singularität" schrieb der deutsche Soziologe Andreas Reckwitz 2016, "wird das eigene Leben nicht einfach gelebt, sondern ausgestellt. Das spätmoderne Subjekt performed sein besonderes Selbst vor den Anderen, die Publikum werden."

Sprecher 1:

Der Juristenkollege, der bei der Betriebsversammlung neben mir sass und dem blonden Personalchef aufmerksam zugehört hatte, wendet sich mir zu. Er schweigt mich zwei Minuten lang an; dann lobe ich ihn eine Minute lang dafür. "Sehen Sie", sagt Blondi von "Beyond Leadership", als sein Publikum mit den feedback-Runden fertig ist, "ist die Stimmung im Raum jetzt nicht völlig anders?" Wir klatschen alle Beifall.

Sprecher 2:

Michel de Montaignes grosse Auskunft über sich selbst war ein so erfolgreiches Buch, dass es als "Essais" – wörtlich: Versuche – gleich einer ganzen Literaturgattung den Namen gegeben hat – dem Essay. Montaigne war kein zurückgezogener Philosoph, er hat in ziemlich bewegten Zeiten gelebt. Um ihn tobte ein blutiger Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Protestanten, und er war mittendrin, als Vermittler – der Riss zwischen den religiösen Parteien lief quer durch seine eigene Familie. In seinen Essays ist davon nicht die Rede. Sie heissen zum Beispiel "Über das Nichtstun", "Ueber die Lüge", "Ueber die Einbildungskraft", aber auch: "Durch verschiedene Mittel gelangt man zum selben Ziel". "Ueber die Grausamkeit". Montaigne interessiert die Verwandlung, die Unkontrollierbarkeit der Dinge.

Sprecher 1:

"Ich will hier", schreibt Michel de Montaigne, "nichts weiter als mich selber entdecken, wie ich bin, und morgen vielleicht schon ein anderer." Und: "Die beste an meinen körperlichen Anlagen ist die Biogsamkeit."

Sprecher 2:

Während er seine Essays schrieb, wurde überall in Europa die Zensur eingeführt, und das "Sanctum Officium", die katholische Inquisition, begann Jagd zu machen auf wankelmütige Katholiken, auf Protestanten, auf Wiedertäufer und Juden, die nur zum Schein katholische Messen und Beichten besuchten und zuhause heimlich ihre eigenen, ganz anderen religiösen Riten befolgten. Die protestantischen Kollegen, die

reformierten Konsistorien, liessen Andersgläubige ebenfalls verfolgen und hinrichten; im calvinistischen Genf zum Beispiel den Arzt Michel Servet, der sich öffentlich für die Gewissensfreiheit ausgesprochen hatte. Und als man im protestantischen Basel herausfand, dass ein ketzerischer Wiedertäufer jahrelang unerkannt unter falschem Namen in der Stadt gelebt hatte, liess man seinen Leichnam ausgraben – er war friedlich im Bett gestorben - und nachträglich verbrennen. Die religiösen Obrigkeiten in der Welt, die Montaigne bewohnte, wollten ganz genau wissen, woran ihre Untertanen glaubten.

Sprecher 1:

Kontrollier Dein Gewissen. Geh zur Beichte. Erforsche Dich selbst.

Sprecher 2:

Ein Jahr nach Erscheinen der "Essays", 1581, begab sich Michel de Montaigne auf eine lange Reise quer durch Europa, in die Schweiz und nach Italien, sein fertiges Buch im Gepäck. In Rom holte er sich vom Papst die offizielle Druckerlaubnis: Die katholische Zensurbehörde prüfte die Essays und gab ihm die Genehmigung - unter der Bedingung, dass er in der zweiten Auflage zwei lobende Erwähnungen von protestantischen Autoren streiche. Montaigne versprach das – und ignorierte die Bestimmung nachher einfach; in der stark erweiterten zweiten und dritten Auflage der Essays fügte er noch mehr ketzerische Texte ein. Dem Erfolg des Buchs, das rasch ins Lateinische, Englische, Italienische übersetzt wurde, hat das nicht geschadet.

Sprecher 1:

"Ich, Leser, bin selber der Gegenstand meines Buch." Aber ist es klug, immer die Wahrheit über sich selber mitzuteilen?

Sprecher 2:

Schreib alles auf, um Dich selber an Deine eigenen guten Vorsätze zu erinnern, sagten die strengen protestantischen Pastoren des 16. und 17. Jahrhunderts. Führe Tagebuch. Notiere Deine Wünsche, Deine Versuchungen, damit Du die Wahrheit sagen kannst; damit Du Rechenschaft ablegen kannst über Deine eigenen Verfehlungen. Ein gottesfürchtiger puritanischer Engländer namens Samuel Pepys notierte Mitte des 17. Jahrhunderts in London deswegen zerknirscht, wie oft er ins Theater ging (Sünde), wieviel Geld er dort für teuren Wein und Leckereien ausgab (Sünde), wie der Vorname der Prostituierten lautete, die er dort unzüchtig angefasst hatte (Sünde), wie sie ihn angefasst hatte, wie oft er gekommen war, und wie sehr er das hinterher bereute.

Sein Tagebuch ist gut 3000 Seiten dick: Seine sexuellen Handlungen beschrieb er in einer Mischung aus spanischen, italienischen und lateinischen Worten – Samuel Pepys wollte alles über sich aufschreiben, aber er wollte nicht, dass es jeder lesen konnte. Ein Jahrhundert später notierte der neugierige Göttinger Professor Georg Christoph Lichtenberg seinen ehelichen Beischlaf ebenso sorgfältig wie ein Zürcher Pfarrer, Johann Kaspar Lavater, in selbst erfundenen geheimen Abkürzungen. Im 19.

Jahrhundert war diese Art Selbstauskunft so verbreitet, dass wir von Victor Hugo, Robert Schumann und Arthur Schnitzler sehr genau wissen, wie oft sie Sex hatten und mit wem, und wer schon einmal in die Tagebücher von Thomas Mann geschaut hat, weiss hinterher mehr über dessen Verdauung, als er jemals wissen wollte.

Sprecher 1:

Schreib alles über Dich auf. Erfahre mehr über Dich selbst, indem Du alles aufschreibst. Werde ein kontrollierterer, besserer Mensch, indem Du alles über Dich aufschreibst. Dann, aber nur dann, wirst Du endlich ganz Du sein.

Sprecher 2:

Geht das?

(Musiksnipsel:

Piano-Intro von Nina Simone: How it feels to Be Free, Live in Montreux, die ersten paar Sekunden, bevor sie zu singen anfängt, dann fading)

Sprecher 1:

Jeder trägt eine besondere Ich-Zone mit sich herum: Die der eigenen Unfähigkeit. Ich weiss, wo sie ungefähr liegt, aber ich bin ihr gegenüber hilflos. In diese Zone kehre ich immer wieder zurück, gewöhnlich unfreiwillig; in ihr habe ich immer und immer wieder verloren, und deswegen ist sie unaussprechlich. Aber machtvoll: Das, was ich kann und was mir gelingt, ist sorgfältig um diese Zone herum organisiert. Ich kann grosse Energien mobilisieren, um sie einzuhegen, abzudecken. Aber sie selbst lähmt mich und macht mich stumm. Diese Zone ist das, was mich zu dem macht, was ich bin. Will ich den Eingang zu ihr herzeigen?

Sprecher 2:

Freibad:

Der grosse kahlköpfige Mann im Liegestuhl neben mir – Bodybuilding, Sonnenbrille, aufwendig gepflegter Bart, sehr tätowiert – liest „Mein Weg zur Selbstliebe“; unbeweglich, zwei Stunden lang, gebannt.

(Musiksnipsel:

anschwellendes Pianointro von Nina Simone, wieder leiser werdend. Dann das Ticken einer Uhr)

Sprecher 2:

Email von einer Kreditkartenfirma. "Haben Sie Ihr schönstes Foto schon bereit? Sehr geehrter Herr Groebner: Exklusive Aktion, 50 Prozent Rabatt auf MyDesign: Ihre Kreditkarte mit ihrem Lieblingsbild versehen. So haben Sie Ihre schönsten Erinnerungen immer bei sich!" Das ist natürlich sehr nett von meiner Kreditkartenfirma. Schon deswegen, weil es mir eine gute Definition liefert für die Ich-

Auskunft: Ich bin meine Kreditkarte plus meine Erinnerungen. Aber habe ich meine eigenen Erinnerungen eigentlich immer bei mir?

Sprecher 1:

Während man etwas erlebt, eine Reise durch ein sprödes, fremdes Land zum Beispiel, fühlt sich das irdisch an, banal, opak. Wenn ich etwas erlebe, tue ich es sprachlos, beim ersten Mal, und irgendwie wackelig, unsicher – ein Ist es das?-Gefühl. Ein kalter glänzender Strand, Nebel am Meer wie kühler Flaum auf der Haut. Echt und wirklich wird das alles erst, wenn ich davon erzähle. Und Fotos davon zeige. Man könnte es das Erlebnisdoppel-Prinzip nennen. Durch den zeitlichen Abstand und das Erinnern ist es von all den Zweideutigkeiten gesäubert; wie neu aufgeschliffen, denn um Schönheit geht es ja demjenigen, der sich da erinnert, um Klarheit. Die der Strand, der Nebel am Meer, als sie passierten, gar nicht gehabt hatten. Beim zweiten Durchgang aber verwandelt sich meine unsichere, fragile Empfindung in eine Geschichte; etwas, das ich zur Verfügung habe – oder wenigstens so tun kann. Und wenn ich sie öfter erzähle – wird sie meine Geschichte.

Sprecher 2:

"Jeder, der sich an die Achtzigerjahre erinnern kann, hat sie nicht miterlebt", hat der österreichischen Popsänger Falco gesagt, aber wer war das noch einmal?

2006, eine wissenschaftliche Konferenz. Der Vortragende, ein berühmter Sozialpsychologe, hatte lange gepflegte Haar, elegant nach hinten gekämmt; er sah ein bisschen aus wie Falco in Blond, aber das vergass man, als er anfang zu reden. "Halten wir doch", sagte er lächelnd, "ein paar biologische Fakten zum Gedächtnis fest." Vergangenheit existiere innerhalb des eigenen Gehirns nicht: es sei etwas, was in der Gegenwart realisiert werde. Man erinnere sich immer für andere und vor anderen: sonst wäre das, woran man sich erinnert, gar nicht mitteilbar. Noch viel stärker gelte das für das autobiografische Gedächtnis, ein (er lächelte dünn) "durch und durch soziales Phänomen". Nicht nur, dass man sich immer mit anderen etwas ins Gedächtnis rufe, man brauche auch dieselben (oder andere) andere, um zu wissen, wer man selbst sei.

Das eigene Gedächtnis neigt deshalb zur Täuschung. Erinnerungen, die man nicht gebraucht, verblassen und verschwinden. Häufiger aufgerufene Episoden verändern sich eben dadurch, dass wir uns an sie erinnern und sie dadurch aufdatieren. Unser eigener Speicher unterscheidet nicht zwischen Vorstellungsbildern, Träumen, Filmen, Fotografien und tatsächlich Geschehenem: Alles wird unterschiedslos weiterverarbeitet und ineinandergebaut. Gedächtnis ist ständiges Aktualisieren; wie jedes Archiv verändert es das Material, das es aufbewahrt. "Jetzt schauen sie doch nicht so erschreckt", sagte der Vortragende zu seinem Publikum. "Erinnerung hat einfach nicht sehr viel mit der Vergangenheit zu tun."

Sprecher 1:

Anders gesagt:

Ich kann mich schon vervollständigen, ganz werden und ganz wahr werden, aber nur in eine Richtung – rückwärts, nach hinten.

Sprecher 2:

Woran wir uns erinnern, schreibt der holländische Gedächtnisforscher Douwe Draaisma, hängt von der Geschichte ab, für die wir diese Erinnerung benötigen. Grosse Folgen müssen in der Rückschau auch grosse Ursachen gehabt haben, also erinnern sich dazu befragte Personen im Nachhinein auch an sie. Juristen, Ärzte und Psychologen kennen das Phänomen als Rückschaufilter: Jeder Mensch neigt dazu, diejenigen Informationen zu suchen und bevorzugt zu behalten, die das bestätigen, was er bereits zu wissen glaubt.

Sprecher 1:

Die Erinnerung ist kein Fluss, der ich bergauf zu irgendwelchen Ursprüngen folgen könnte. Sie ist ein Strudel, eine Gleichzeitigkeit, und vor allem: Auswahl. Deswegen nehme ich Vergangenes immer als eindeutiger, eigentlicher, weniger von Ambiguität und Zweifel beherrscht war als dieses blöde, eigenwillige Jetzt. Erinnerungen haben eine so starke Wirkung, weil sie verkürzen, weglassen und den Rest verstärken. Anders gesagt, ich erinnere mich nur an Abkürzungen. An Eingedicktes. Jedes Reden über meine Geschichte verschafft mir eine neue, jeweils passende Vergangenheit: „So möchte ich geworden sein“.

Sprecher 2:

Und das Erzählen und Aufschreiben von Erinnerungen verändert diese Erinnerungen selbst, und zwar unwiderruflich. Je älter eine Person wird, und signifikant jenseits der 60, desto intensiver erinnert sie sich an Ereignisse, die sie zwischen 14 und 24 erlebt hat. Sie findet in dieser Phase das wieder, was sie vermeintlich ausmacht - nachträglich. Das wird dann "meine Zeit". Bei Popmusik mit dem Ergebnis, dass die beste Musik dann gemacht wurde, als man selber Anfang 20 war. "Dann ging es steil bergab." Die dazugehörige psychologische Studie ist für Werbung erstellt worden: Autoklame soll für ältere Käufer dadurch möglichst wirksam gemacht werden, indem man sie mit der richtigen Musik unterlegt. Nämlich von damals, als der Käufer 20 war.

Und dann fügt der Doktor Draaisma in seinem Buch den geradezu furchterregend schönen kleinen Satz an. "Wer sich an etwas erinnert, kommt wirklich von der anderen Seite."

Sprecher 1:

Auch wenn ich von mir selbst berichte. Vor allem, wenn ich von mir selbst berichte. Das ist es wieder, mein Ich. Willkommen an Bord, wie wir Drohnenpiloten gerne sagen.

(Geräusch:
Ticken einer Uhr)

Sprecher 2:

"Tief in uns", schreibt der amerikanische Philosoph Richard Rorty, "ist nichts anderes als das, was wir selbst dort deponiert haben." Der Blick auf eigene alte Fotos ist deswegen mit Rührung verbunden. Das Kinderspielzeug, die liegengelassenen Alltagsgegenstände, die Kleider von damals – das alte Zeug wird mit den elastischen Erinnerungen als Kleber verrührt; dann lässt man es aushärten. So schön war es nämlich. Reden über sich selber ist von nachträglicher Selbstverbesserung nicht zu trennen. "Man weiss nicht, was die Vergangenheit alles noch bringen wird", sagt Kate Blanchett als Bob Dylan in Todd Haynes' gefaktem Dokumentarfilm über den Liedermacher. Und der heisst nicht umsonst nach einer coolen Zeile von Bon Dylan: "I am Not There".

(Musiksnipsel:

Das Pianointro von Nina Simone, wieder einsetzend, dan wieder ausgeblendet)

Sprecher 1:

Aber wir sind ja in der Gegenwart. Und in der ist alles digital.

Sprecher 2:

Werbung für ein Parfum von Guèrlain: "Das Leben ist am schönsten, wenn man es selber schreibt." Werbung für das Interrail-Abonnement: "Write Your Own Story."

Sprecher 1:

Tun wir ja auch. Wir vergessen nämlich gar nichts mehr vom eigenen Ich, weil wir alles über uns festhalten, aufzeichnen, speichern. Wir stellen unsere Ferienfotos auf Instagram, wir teilen Fotos, Texte, Videos über Facebook, wir schreiben über uns und unsere Projekte, Wünsche und Erinnerungen lange Blog-Einträge. Alles für alle, 24 Stunden am Tag und umsonst, super-sharing.

Sprecher 2:

Berlin, 1783:

Nachdem er einen erfolgreichen autobiografischen Roman verfasst hatte, forderte der Schauspieler, Lehrer, Schriftsteller, Aufklärer, Karl Philipp Moritz – denn das war er alles nacheinander – seine Leserinnen und Leser in einem öffentlichen Rundschreiben auf, Vorfälle ihres Seelenlebens, wie er es nannte, zu schildern und ihm zuzusenden, wahrheitsgetreu, unter eigenem Namen oder anonym. Die Zuschriften publizierte er in seinem "Magazin zur Erfahrungsseelenkunde für Gelehrte und Ungelehrte". Es erschien zehn Jahre lang, das erste Zentralorgan in Sachen Selbstauskunft: Schreib über Dich selber, für die anderen da draussen; sag, was für Dich wichtig. Die erste psychologische Zeitschrift Deutschlands, steht bei wikipedia, oder der erste Blog; oder das erste soziale Medium, wenn Sie so wollen; denn Leserbriefe und Kommentare druckte es ebenfalls ab.

1920 beschreibt der französische Science Fiction-Autor Maurice Renard in einer Kurzgeschichte das Pompon, ein Organ, das die Empfindungen eines Menschen auf einen anderen übermitteln kann, ohne auf ein materielles Übertragungsmedium wie Schrift zurückgreifen zu müssen – "auch die Gefühle", heisst es darin "kurzum alle Regungen des Gefühls- und Seelenlebens." 48 Jahre später, 1968, besitzen in dem Science Fiction-Roman von Philipp K. Dick - "Träumen Roboter von elektrischen Schafen?" - der Jäger der menschenähnlichen Roboter, Deckard, und seine Frau ebenfalls einen solchen Gefühlsapparat. Den können sie aber jetzt programmieren: Je nach Programmwahl erzeugt und überträgt er bestimmte Empfindungen. In der Verfilmung des Romans von Ridley Scott 1982, "Blade Runner", ist dieser wunderbare Apparat weggelassen; oder genauer, er ist so gross geworden, dass er für den Betrachter unsichtbar geworden ist: weil er ihn als Kino selbst umgibt.

(Musiksnipsel:

The Ink Spots (1940): "My Echo, my Shadow and Me". Nur die erste Liedzeile: "We Three, we're not alone: My Shadow, my Echo, and Me...", fade)

Sprecher 1:

Karl Philipp Moritz wäre begeistert gewesen. Mittlerweile gibt es das Pompon, Maurice Renards Gerät zur Gefühlsübertragung, überall zu kaufen. Es braucht auch nicht mehr so viel Platz wie ein ganzes Kino. Es ist geschrumpft und jetzt hübsch und handlich, mit einem bunten Bildschirm. Die allermeisten von uns tragen es ununterbrochen mit sich herum, und auf ihm und mit ihm künden wir im wesentlichen von uns selbst: So bin ich, jetzt. Das habe ich gerade gesehen, gehört, gefühlt, gegessen, erlebt. Das Smartphone hat seinen Aufstieg ja nicht als Telefon gemacht, sondern als Ich-Kanal, um Texte, Bilder, Videos von anderen zu empfangen und selber von sich in die Welt hinauszuschicken, ganz privat: Nabelfernsehen.

Sprecher 2:

Als erster Blog gilt heute die website des Softwareentwicklers Tim Berners-Lee 1993. Der Begriff „Blog“ wurde ab den späten 1990ern Jahre populär; heute verfassen zwischen 250 und 400 Millionen Menschen eigene blogs. Sie geben Auskunft über das, was sie tun, was sie lesen, was sie selbst sind, was sie wichtig finden: Dasselbe tun die Benutzer des Social media-Dienstes Instagram, die ihre privaten Fotos ins Netz stellen, damit andere sie anschauen können. Derzeitige Benutzer: Eine Milliarde Menschen; alleine in Deutschland etwa 15 Millionen; etwa die Hälfte davon nutzt Instagram täglich. Noch höher sind die Nutzerzahlen von Facebook, das im Juli 2019 monatlich von 2,4 Milliarden Menschen benutzt wurde; 1,6 Milliarden benutzen es jeden Tag.

Musiksnipsel:

The Ink Spots (1940): "My Echo, my Shadow and Me". Liedzeile: "We Three, we're not alone: My Shadow, my Echo, and Me..."

Sprecher 1:

Mir wird nie wieder langweilig sein, lautet das Versprechen. Mit dem Smartphone als miniaturisierter persönlicher Empfindungsübertragungsmaschine geht ein alter Traum von Medienkonzernen in Erfüllung: den Aus-Knopf abzuschaffen. Es ist alles umsonst, ich zahle für all die wunderbaren Neuigkeiten nur in einer einzigen Währung, meiner Aufmerksamkeit. Das Smartphone ist das hungrige Ding, das mir ununterbrochen die privaten Empfindungen und Erlebnisse meiner Freundinnen und Freunde meldet, aber dafür auch gefüttert werden will mit eigenen Nachrichten, Bildern, Ich-Momenten. "Erzähl von Dir" sagt es, "Zeig Dich!", und das tue ich braver Benutzer auch.

Sprecher 2:

Eine amerikanische Kunststudentin Mitte 20 fotografiert sich drei Jahre lang jeden Tag selbst: Daraus macht sie ein Video und stellt es am 11. August 2006 auf YouTube. Titel: "Me" – Ich selbst. Vier Tage später haben es 800,000 Leute angesehen; eine Woche später eineinhalb Millionen, ein Monat darauf noch dreimal so viele. Kommentar eines Betrachters auf ihrer webseite: "Now do that again with your tits."

Sprecher 1:

Auf meinem eigenen account darf ich endlich ganz ich sein. Zusammen mit allen meinen Freunden - zu bestimmten Spielregeln und Nutzungsbedingungen natürlich. Ich sein, aber mit allen verbunden und immer in der eigenen Gruppe geborgen; nach aussen wirksam und ins Unendliche vervielfältigt, aber immer daheim, home – dieses Versprechen ist so ungestalt und polymorph, dass es gar nicht entkräftet werden kann. So schaut das Glück des Ich-Sagens aus.

Musiksnipsel:

The Ink Spots (1940): "My Echo, my Shadow and Me". Liedzeile: "We Three, we're not alone: My Shadow, my Echo, and Me..."

Sprecher 1:

Wenn ich über mich Auskunft gebe, verwandle ich mich in Künstler, Kurator & Kritiker in eigener Sache in einer Person: Ich nehme das Beste von dem, was ich bin und was ich habe, und tue es ins Nabelfernsehen. Die Belohnung dafür ist umfassend: Gefühle von Verstandenwordensein. Zugehörigkeit zu allen, die das auch so machen. Umsonst ist es auch.

Sprecher 2:

Oder fast. Im Netz bezahlt man mit konzentrierter Aufmerksamkeit. Mit der sind die Netzbenutzer allerdings ziemlich sparsam. Mit click-Messern erfasste Verweilzeiten sind da recht ernüchternd: Alles eilige Passanten. Richtig viel Zeit investieren Netzbenutzer nicht als Konsumenten, sondern als Produzenten, wenn es um die eigene Selbstdarstellung geht. Dann aber richtig: Ein Sog, der – wie alle richtig mächtigen, unwiderstehlichen Sogwirkungen – hinaus in die grosse Leere führt. Das Digitale ist die Unersättlichkeit; kein Brief, kein Text, kein Bild und kein Lob ist je

genug, es muss immer sofort weiter gehen. Erregungsgemeinschaft.
Beschleunigungsgemeinschaft.

Sprecher 1:

Und jetzt wieder ich, bitteschön.

Musikschnipsel:

The Ink Spots (1940): "My Echo, my Shadow and Me". Liedzeile: "We Three, we're not alone: My Shadow, my Echo, and Me..."

Sprecher 1:

Denn keiner dieser Kanäle ist je voll, es ist viel Platz darin: Und jemand anderer, den ich kenne, hat noch coolere Fotos, schönere Videos, mehr likes, mehr Freunde, mehr follower als ich. Selbstdarstellung – Wer bin ich? Finde mich anziehend! – ist von zwei Ängsten bestimmt. "Keiner sieht mich" heisst die erste Angst. "Alle sehen mich (und machen sich darüber lustig)" die zweite. Die sozialen Plattformen sind dann erfolgreich, wenn sie Schutz vor beiden versprechen, Kontrolle über mein eigenes Erscheinungsbild für die Anderen. Ich habe Ich, solange ich Akku habe. Ich habe noch mehr Ich, sobald ich wieder Netz habe, und das Ich-Sagen, Schreiben, Senden im 21. Jahrhundert ist auch die dampfende digitale Angst vor dem Alleingelassen-sein.

Sprecher 2:

Mark Twain, 1887:

"Nicht das, was Du nicht weißt, bringt Dich in Schwierigkeiten. Sondern das, was Du ganz sicher weißt. Nur dass es nicht stimmt."

Sprecher 1:

Mein digitales Ich ist allgegenwärtig, aber nur theoretisch. Praktisch erscheint es als eine Art Wettbewerbsbeitrag. Ich bin nämlich individueller, echter und Icher als Du. Weil ich intensiver, authentischer, noch mehr Icher als Du davon berichte. Klick mich! Das Ich borgt sich die Souveränität von den Kanälen, die sie ihr zur Verfügung stellen. Die Hälfte der Zeit, die man in den digitalen Kanälen verbringt, ist umsonst, ärgerlich, verschwendet. Man weiss aber nie vorher, welche Hälfte.

Sprecher 2:

Nein, das ist nicht von mir, sondern geklaut - von dem amerikanischen Werbefachmann David Olgivie. Der hat das 1963 über die Reklame im Fernsehen, auf Plakaten und in Zeitungen gesagt: Die Hälfte des Geldes dafür sei zum Fenster rausgeschmissen, aber man wisse nie, welche. Und Netz ist Werbung. Eine 2018 publizierte Schätzung: 50% aller Ich-Inhalte auf den sozialen Medien sind getarnte Werbung von kommerziellen Anbietern. Reklame und Reden über sich selber vertragen sich ausgezeichnet: Selbstauskunft ist eine buchstäblich milliardenschwere Industrie. Der Marktführer Facebook hat im Jahr 2019 16 Milliarden Dollar Umsatz mit Werbung gemacht – eine Steigerung gegenüber dem Vorjahr um 28%. Der

Firmengründer Mark Zuckerberg in seiner Presseaussendung dazu: die Vision seines Unternehmens sei der Schutz der Privatsphäre seiner Kunden.

Sprecher 1:

Das habe ich mir natürlich immer schon gedacht, weil es doch nur um mich geht; um mein Bestes, um meine eigenen Empfindungen. Die Kriterien, nach denen nutzergenerierte Inhalte auf Facebook, Instagram und Youtube gelöscht werden, sind übrigens Geheimsache: Die Firmen kommunizieren sie nicht. Die Urheberrechte an meinen Texten und Bildern habe ich im Kleingedruckten – "Benutzungsbedingungen akzeptieren: Klick" - bereits an den Betreiber des Netzwerks abgetreten.

Sprecher 2:

Karl Marx, 1844:

Eigentum ist, wenn man "nein" sagen kann.

Sprecher 1:

Die Fotos zeigen mich, wie ich bin, nur mich, mein Schönstes, und sie gehören jetzt Instagram, und die Rechte an den Videos und Texten Facebook. So geht Selbstauskunft im 21. Jahrhundert, in der Epoche elektronischer Tagebücher von Hunderten Millionen, nein Milliarden Menschen auf diesem Planeten - eine grosse, aber vielleicht nicht durchgehend glückliche Digitalfamilie.

Sprecher 2:

1981, noch unter Enver Hodscha, publiziert der albanische Schriftsteller Ismail Kadaré den Roman "Der Palast der Träume". Er spielt in einem fiktiven Osmanischen Reich, das in einem extra dafür errichteten Palast von extra dafür angestellten Beamten die Träume der Untertanen sammeln und aufschreiben lässt. Bis die Untertanen selbst ihre Träume an den Sultan schicken, in der Hoffnung, dafür belohnt zu werden.

Sprecher 1:

"Komisch", sagt mein Juristenkollege. Er kommt auch vom Balkan. "Geschrieben ist das im Sozialismus, vor fast 40 Jahren. Aber es kommt einem so bekannt vor. Heute klingt das nach Internet. Weil unsere blogs und Fotos und postings, was sind die denn anderes als unsere Träume?"

Das ist das Digitale:

Lebenskrümelströme. Ein Krümel ist ein extrem kleines Teil von etwas Ganzen, deswegen so mobil, nicht ganz einfach kontrollierbar, verteilt sich sehr rasch über grosse Oberflächen. Oder Küchenfussböden. Überrest, Spur, Bruchstück von etwas Umfangreicherem, auf das es aber nicht mehr zuverlässig zurückführt. Splitter, Fragment, Krümelmonster. Sich verkrümeln.

(Markierungsgeräusch:

"My Echo, my Shadow and Me", aber nur kurz, fading. Tickende Uhr, dann fallende Wassertropfen; dann Summen, elektrisch, Klicken)

Sprecher 2:

2013 bringt der amerikanische Schriftsteller Thomas Pynchon einen neuen Roman heraus - 'Bleeding Edge'. Wie wie Maurice Renard und Philipp K. Dick ist auch "Bleeding Edge" Science-Fiction-Literatur, nur eben nicht in der Zukunft angesiedelt, sondern in der Vergangenheit. Der Roman spielt im Sommer 2001. "Was ich eigentlich wissen will", sagt der Hacker Eric darin, "ist wahrscheinlich nicht da, wo eine Suchmaschine es finden könnte." Über die Anziehungskraft der digitalen Empfindungsübertragungsapparate macht er sich aber keine Illusionen. "Sie kriegen uns.", sagt er. "Denn wir sind allesamt einsam, bedürftig, gekränkt und wild entschlossen, an jede noch so jämmerliche Imitation von Zugehörigkeit zu glauben, die sie uns andrehen wollen."

Drei Monate vor Erscheinen des Buchs, im Juni 2013, macht der ehemalige Geheimdienstmitarbeiter Edward Snowden in Interviews das Ausmass der Überwachung der digitalen Kanäle durch amerikanische und britische Geheimdienste öffentlich, aber das wissen Sie natürlich. Wie war das noch einmal mit Montaigne, den Essays und der Inquisition? Die Lust an der Selbstauskunft und die Techniken von Kontrolle und Überwachung sind nicht nur im 16. und 17. Jahrhundert medial und technisch eng miteinander verknüpft. Vernetzt, könnte man sagen.

Sprecher 1:

Erzähl alles von Dir. Dann - und nur dann - werden Deine Wünsche nach Aufmerksamkeit, Anerkennung, Zugehörigkeit und beruflichem Erfolg in Erfüllung gehen.

(Markierungsgeräusch:

Summen, elektrische Geräte, die tickende Uhr)

Sprecher 2:

Im selben Jahr 2013 erscheint ein Buch, das "Lichtmächte" heisst. Eigentlich geht es um Kunst, um Künstler. Und um Selbstdarstellung. Die Geschichte des digitalen Ichs, schreiben die Autoren Dietmar Dath und Swantje Karich, ist nicht so neu, wie man denkt. Sie beginnt mit einer Kommunikationsrevolution vor 500 Jahren; aber nicht mit dem Buchdruck, wie es meistens heisst, oder mit dem gemalten Porträt. Sondern mit einer anderen Erfindung: Dem Spiegel.

Sprecher 1:

Ich selber, im Spiegel. Ich-Sagen heisst, sich im Spiegel zu betrachten. Ich habe eigentlich nur eine sehr vage Ahnung, wie ich selbst aussehe, unterschiedlich nämlich, und ich habe gar keine Ahnung, was andere an mir überzeugend finden. Aber der Spiegel macht, dass ich die anderen, die mich anschauen, immer mitdenke,

wenn ich in den Spiegel schaue und mich darin gerade ziemlich gut finde. Blöderweise sind die Anderen meistens gerade dann nicht da, aber das wird sich schon ändern lassen. Spiegel sind transportabel. Und für das, was ich vor dem Spiegel mache, haben wir ein Wort in der Alltagssprache, und das heisst: Erzählen.

Sprecher 2:

Man kann sich aber nicht selber vollständig erzählen, weil Erzählen bedeutet, eine Auswahl zu treffen. Erzählen heisst, eine Erfahrung gegenüber einer anderen nach vorne zu schieben. Erzählen ist Montage: Diese Szene; zack; dann diese.

Sprecher 1:

Ohne Erzählen geht es nicht, und Erzählen geschieht vor dem Spiegel. Wie der Spiegel produziert Erzählen den zugespitzten, bedeutsamen Moment, den einen Augenblick, in dem Ich selber so erscheine, wie ich es möchte – das winzige Fragment Zeit, in dem Ich ganz Ich bin. Und der dann, blöderweise, schon wieder vorbei ist. Ein Krümel Zeit.

Aber mit Erzählen kann man ihn auf Dauer stellen. Ich bin mein eigener Ich-Anbieter, mein Ich-Kurator, mein Ich-Anbieter.

Sprecher 2:

Ich bin eine Kulturproduzentin, sagt die Autorin, also muss ich vernetzt sein, multimedial. Ich muss mich herzeigen. Ich muss einen blog schreiben, oder wenigstens twittern. Ich muss meine Texte ins Netz stellen, die Kritiken, die Auszeichnungen, meine schönsten Fotos und die Termine meiner Lesungen. Ich muss persönlich sein. Sehr persönlich.

Sprecher 1:

Süddeutsche Zeitung, 30. November 2019. Wie funktioniert Personal Branding? "Sich selbst erkennen" sagt die Dozentin für Neue Medien. Entdecke, wer Du wirklich bist. Was sind Deine Markensäulen, für Die Dein Gesicht stehen soll? "Alles andere kommt weg." Und wie bekomme ich jetzt mehr Follower? Antwort: "Inhalte liefern, die begeistern."

Sprecher 2:

Im Herbst 2019 bringt die Zeitschrift "Texte zur Kunst" ein Heft zur Literatur heraus, das von nichts anderem handelt als von Autofiktion: Über sich selber schreiben. Ein Wort allerdings, ein kleines, nüchternes, klebriges Wort, das fällt im ganzen Heft nirgendwo. Ich-Verkauf. Dass nämlich Selbstdarstellung im Kulturbetrieb und in den Künsten Marketing ist. Und das ist schon ein bisschen merkwürdig bei einer Zeitschrift mit vielen schön gedruckten bunten Bildern, die mit einer 30 Seiten langen Strecke von Anzeigen für Galerien und Verkaufsausstellungen anfängt und aufhört.

"Die aufregende Performance meiner selbst", schreibt der Künstler und Autor Hans-Christian Dany 2016, "hat schon länger den penetranten Geruch von unbezahlter Lohnarbeit angenommen."

Sprecher 1:

Komm, sei nicht so begriffstutzig, sagt der Maler. Damit der Markt richtig Markt sein kann, muss er zwischendurch so tun, als ob es eben nicht um das Geld gehe, sondern um die Freiheit der Kunst, die Gleichstellung der Geschlechter, die Zukunft des Planeten oder um irgendetwas anderes Erhabenes. Oder um Dich. Sonst flutscht das nicht. Und sonst fühlen sie sich nicht gut, die Galerien, die Käufer, die Kritiker und die Kuratoren. Deswegen kann gar nie genügend echtes Ich da sein. Das ist der Antrieb, das Lebensblut. Und dann lacht er. "Es muss immer frisches her. Und das trinken die dann."

(Markierungsgeräusch:

Klingelnde Gläser, Partygeräusche, dann die tickende Uhr)

Sprecher 1:

Das ist der selbstaufgelegte Imperativ aller Kulturarbeiter: Ich muss interessant sein. Immer; und in allem, was ich tue. Diese Forderung ist umso strenger, weil sie als Versprechen auf Befreiung daherkommt: "Sei endlich Du selbst! Übertrete die Grenze und werde zu dem, was Du wirklich bist – und zeig es uns, jetzt gleich!"

Sprecher 2:

Wenn eine Idee sehr erfolgreich ist, merkt man das gewöhnlich daran, dass man die Kontrolle darüber verliert. "Die Person", hat Diederich Diederichsen 2014 in seinem dicken Buch über Popkultur geschrieben, "wird in den 1980ern Jahren zur dominierenden Erscheinungsform der Ware." "Mir erscheint mein Selbst in seiner ganzen Verdinglichung; und gerade darüber lässt es sich wieder aneignen." Anders gesagt: "Ich gehe mich jetzt einkaufen."

Und durch das Netz ist die vermeintlich hoch persönliche Nische zur einzigen Möglichkeit geworden, zum Normalfall von Massenindividualität. Das Internet, schreibt Diederichsen, funktioniert wie eine gigantische erzwungene Umstellung von traditionellen öffentlichen Verkehrsmitteln auf superschnelle, alles erreichende Privatautos, in denen man aber alleine sitzt. Seither haben alle Subkulturen – Kunst, Literatur, Wissenschaft und Pop-Musik - genau dieselben Sorgen: Selten, kurios und irrelevant ist eh alles. Alle produzieren Gratis-content für eine Gemeinde von Gleichgesinnten. Der Hobbyproduzent wird zum ökonomischen Normalfall.

"Kehrt man von einem fernen Landstrich zurück in die Metropole", schreibt der Berliner Künstler-Aktivist Guillaume Paoli 2018, "sehen sie alle merkwürdig gleich aus, die unterschiedlichen Individualisten."

(Markierungsgeräusch:

Summen, elektrische Geräte, die tickende Uhr)

Sprecher 1:

Ich erzähle meiner Tochter, sieben Jahre alt, die Geschichte von Perseus und der schrecklichen Medusa, deren Blick alle umbringt; und wie er sie tötet, indem er seinen Schild als Spiegel verwendet. „Ich mag Heldengeschichten“, sagt sie, dann denkt sie nach. Und fragt dann: "Lacht die Medusa eigentlich auch manchmal?"

Sprecher 2:

Aber natürlich. Wenn sie von sich selbst erzählt.

Sprecher 1:

Ich:

Im Spiegel. Auf dem Bildschirm. Das bin ich. (Klick - Handygeräusch) Der Spiegel sperrt Dich aber ein. (Klack – Geräusch eines zuschnappenden Schlosses) Und zuviel angeschaut zu werden - von anderen wie von einem selbst - ist eine Falle. Deswegen die bizarren Effekte, die der Versuch erzeugt, die eigene Wirkung zu maximieren.

Sprecher 2:

Auf die Bitte eines Journalisten, seine künstlerische Arbeit so knapp wie möglich zusammenzufassen, sagt John Cage: "Get yourself out of whatever cage you find yourself in."

Das Ziel, schreibt der französische Philosoph Gilles Deleuze, "ist nicht, Fragen zu beantworten. Das Ziel ist entkommen, dem Käfig zu entkommen."

Sprecher 1:

Erzähl von Dir. Zeig uns, wer Du wirklich bist. Das möchten Sie gerne von mir, all die freundlichen digitalen Kanäle, der blonde Personalchef, die Kollegen, die Konkurrenten, die Kuratoren, sie möchten mich ganz, mit allen meinen Krümeln. Werde ich je genug ich selbst geworden sein?

Sprecher 2:

Reden über sich selbst ist ein Versprechen auf mehr, es ist Mangel und Versprechen in einem: Je mehr Ich-Auskunft, desto mehr Details will das Publikum wissen. "Was am aufrichtigsten geschrieben ist," sagt Roland Barthes, "altert am schnellsten." Man muss lügen, um halbwegs haltbare Versionen seiner Selbst zu produzieren.

Sprecher 1:

Nicht unbedingt. Ich interessiere mich sowieso nicht so fürs Authentische. Ich ziehe kluge Fälschungen vor. Und mit Inkonsequenz habe ich persönlich die allerbesten Erfahrungen gemacht.

Sprecher 2:

"Es ist so vieles auf der Welt wirklich", hat der Wiener Philosoph Franz Schuh geschrieben, "es existiert tatsächlich, ohne dass es auch nur im geringsten anschaulich wäre. Aber Glück, setzt er hinzu, "benötigt mich, damit ich es habe."

Sprecher 1:

Der Ort des Glücks ist jetzt neu bestimmt. Er liegt dort, wo ich mein Mobiltelefon vergesse. (Der See, das Bett, der Berg, die Kneipe.) Wenn es richtig gut ist, fällt der Wunsch nach dem Draht zum Aussen weg. Und wenn ich nicht online bin, habe ich erstaunlich viel schlampigen Bewegungsraum: Ich atme, fühle, schwitze und lache darin (wo denn auch sonst?), ohne dass jemand das anklicken und anschauen kann. Ich habe die Erlaubnis, nicht Ich-selbst sein zu dürfen.

Sprecher 2:

Die Lektion aus der Geschichte der Ich-Medien ist schlicht: Jedes neue Informationsmedium verkündet erst einmal seine Einzigartigkeit. Und übertreibt dabei. Die Benutzer neigen dazu, die Wirkungen des Mediums auf sich selbst zu überschätzen. Die Nachrichtenkanäle, mit denen sie kommunizieren, verändern sie weniger, als sie glauben. Was ihr Leben bestimmt, ist ihr Genpool, ihre Eltern und ihr Umgang mit ihrem eigenen Körper. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, stirbt niemand am Konsum von Medien; sondern an Drogen, Zucker und anderen materiellen Substanzen. Wir leben nicht durch Medienkonsum fast zwanzig Jahre länger als unsere Grossväter, sondern durch bessere Gesundheitsversorgung, Arbeitsbedingungen und Wohlstand, alles sehr, sehr analog.

Sprecher 1:

Was ich für mein Allereigenstes halte, ist das, was man früher Klassenlage genannt hat: Eltern, Ausbildung, Ehepartner. Ich bin eine blinkende Sozialboje. Die Liste der Faktoren, die mein eigenes Leben bestimmen, ist überschaubar. Erstens: Geld. Zweitens: Liebe. Drittens: Körper. Die Schwerkraft dieser drei Himmeskörper ist um einiges machtvoller als das, was ich als mein eigenes Bild im Spiegel herzeige; oder die eigenen Pläne.

Das demonstrative Verkünden der eigenen Autonomie – ich ganz allein, nur ich! - demonstriert vor allem eins: Abhängigkeit vom Publikum. Und zwar umso stärker, je wilder und nachdrücklicher es ausfällt. Das dauernde Vorzeigen-Müssen des coolen starken Ich ist Zeichen für das eigene fortdauernde Drangeklebtbleiben, das vor dem und für den Blick der Anderen kompensiert werden muss. Das Reden vom Ich soll die eigene Selbstständigkeit und Souveränität erzeugen. Und beweist dann eben doch nichts anderes als einen Mangel. Diejenigen, die frei sind, reden nicht davon.

Die machen einfach ihr Zeug. Die Geste der Freiheit ist, dass einem etwas wurscht ist.

Sprecher 2:

"Geboren?" fragt in Sasa Stanisics Ego-Roman "Herkunft" ein barscher Grenzbeamter den Ausländer. "Ja", sagt der. Das Ich-Sagen, darauf will Stanisic hinaus, ist ein Frage-und-Antwort-Spiel zwischen Ungleichen, mit sehr unfreiwilligen Aspekten. 1961 wird die schwarze Pianistin Nina Simone gefragt, warum sie sich nicht stärker in der Civil Rights-Bewegung engagieren würde. "Motherfucker", antwortet sie, "I am Civil rights."

(Musiksnipsel, das Klaviervorspiel, wieder einsetzend, dann die Stimme: "I wish I would know / how it feels to be free... are we starting anew" – Nina Simone, How it feels to be free, Montreux 1976)

(Geräusch:

Wassertropfen, dann Knirschen)

Sprecher 1:

Verschlampen. Verbröseln. Verkrümeln. Wieso erzählen die Leute einander so beharrlich, dass der Mensch alle sieben Jahre eine neue Haut habe? Wenn mein Ich ein Körper ist, dann löst sich dieser Körper andauernd auf, während ich in der Zeit nach vorne falle, und bildet sich neu. Ich habe nämlich gar nicht mehr den Mund, mit dem ich vor einem Monat über mich selbst Auskunft gegeben habe. Lippen und Zunge werden alle zwei Wochen erneuert. Die eigene Haut alle vier Wochen. Der allergrösste Teil des eigenen Körpers wird ständig neu synthetisiert. Man hat alle fünf Tage neue weisse und alle drei Monate neue rote Blutkörperchen. Die Zellen der Blutgefässe und des Darms werden alle fünf bis sieben Tage komplett ausgetauscht, sonst wäre man längst tot; die Oberfläche der Lunge alle acht Tage, die Knochen alle zehn Jahre. Die meisten der inneren Organe innerhalb von zwei bis drei Monaten; sonst würden wir alle noch viel mehr riechen, als wir es ohnehin schon tun.

Sprecher 2:

"Jedes lebendige Gewebe", schreibt der Biologe Colin Tudge, "ersetzt sich andauernd selbst. Es ist kein Ding, kein fester Gegenstand, sondern Performance - eine Aufführung."

Sprecher 1:

Vom Ich her gesehen hat das ein paar ganz lustige Konsequenzen. Ein Paar anständige Bergschuhe oder ein Wintermantel leisten mir um einiges länger Gesellschaft als mein eigener Körper. Die Lippen, mit denen ich im letzten Jahr andere Lippen und andere Haut berührt habe, die Zellen in der Nase und auf der Zunge, mit denen ich vor drei Monaten Wein gekostet habe, die Knochen und Muskeln, mit denen ich 2005 auf irgendwelche Berge gestiegen bin, die habe schon längst nicht mehr bei mir. Nur der Zahnschmelz bleibt (wenn auch mit Löchern). Die

Linse im Auge; und das Hirn. Das kann einen gelassen machen; und zwar schlicht deswegen, weil man es nicht aufhalten kann.

Sprecher 2:

Wir bestehen aus Hoffnung und Ahnungslosigkeit, hat die Dichterin Lucia Perillo geschrieben, die irgendwann endgültig zerfallen, lange vor unseren Knochen und Zähnen. Vielleicht hat Michel de Montaigne das gemeint, als er 1580 schrieb, die beste seiner persönlichen Eigenschaften sei die Biegsamkeit.

Sprecher 1:

Oder meint er Dehnbarkeit? Das Ich als Gummiring. Das mag ich. Elastisch. Vielfältig brauchbar. Fasst fremde Dinge zusammen. Kann von der einen auf die andere Sache wandern. Verschliesst Plastiksäckchen, aber man kann damit auch zusammengerollte kleine Stücke Papier quer durch das Zimmer schießen. Robust. Schwer zu zerreißen, aber nicht haltbar: in einer Schublade sich selbst überlassen, lösen sich Gummiringe in zwei, drei Jahren von selbst auf, in klebrige Krümel.

Das wäre meine Ich-Auskunft, Paradigma Gummiring: Elastische Endlichkeit. Das schöne deutsche Wort: sich verkrümeln, und die Dinge nehmen es wörtlich. Wir auch, eigentlich. Schöne Autos, alte Fotos, Betonpfeiler, Erinnerungen, Plastikzeugs, menschliche Körper: die Dinge zerfallen, einfach weil sie da sind. Nur Dinge, die es nie gegeben hat, gehen auch nicht kaputt.

Sprecher 2:

So ungefähr geht auch die Lektion von Wolfgang Herrndorfs Buch 'Arbeit und Struktur', das seine Tumorerkrankung und die Vorgeschichte seines Selbstmords schildert. Sterblichkeit, schreibt Herrndorf – und er meint das ganz ernst – ist überhaupt erst einmal die Bedingung für Würde, Schamlosigkeit und Spass. Dass die Selbstauskunft, das Schreiben, eine mörderisch-egomanische Endlos-Mühe ist, kommt auch gut rüber.

Sprecher 1:

Ich las das Buch in einem Rutsch, konnte gar nicht mehr aufhören, und fühlte mich grossartig hinterher: Literatur als stimmungsaufhellende Droge, das hatte ich schon lange nicht mehr. Das High, das das Buch ausgelöst hatte, hielt bei mir ungefähr 48 Stunden an: Die heitere bittere Gelassenheit, dass man sterben wird und dass ziemlich viel von dem ganzen Alltagszeug absurd und sinnlos ist; dass es nur um die Freunde geht, und um die Freude, und sonst um nichts. Dann war das leider wieder weg.

Sprecher 2:

Deswegen geht es bei dem ganzen Reden über das Ich, wer ich bin, was ich mag, wer ich wirklich bin, oder sein möchte, letztlich um eine ganz ganz schlichte Frage. Wie spät ist es? Es gibt diesen surrealistischen amerikanischen Zeichentrickfilm aus

den 1940er Jahren, da wird die Frage auch gestellt. "What's the Time?" Und dann kommt ein gezeichneter Hund, übereifrig, schlabbernde Ohren, die Zunge hängt ihm aus dem Hund, wie das in alten amerikanischen Zeichentrickfilmen halt so ist, und er antwortet: "Jetzt. Jetzt. Jetzt. Jetzt."

(Gong:

altmodisches Zeitzeichen aus dem Radio. Anschellendes Pianointro von Nina Simone, dann wieder fading; dann das Ticken des Weckers: Stopp)